

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tobias Hüls Witt

Dinge bei Licht

Erzählung

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Auf der Praça do Comércio blendete das Sonnenlicht so sehr, dass ich mich an ihrer Hand festhalten und wie ein Blinder hinter Martha hergehen musste. Das Licht stürzte herab und ließ die Dinge, die wir täglich im Nichts zu verankern versuchten, nur für eine Sekunde hervortreten, um sie gleich darauf zu vernichten wie eine unhaltbare Behauptung: Jedes Gebäude, jeder Satz, jeder Gedanke löste sich in ihm auf. An einem Stand am unteren Ende des Platzes kaufte Martha mir eine Sonnenbrille.

Im Bahnhof suchten wir den Zug nach Estoril und fanden ihn nicht. Stattdessen sahen wir überall Tafeln mit der Aufschrift Saida. Ich wurde beinahe verrückt, weil ich nicht begriff, wie es möglich war, dass alle Züge nach Saida fahren. Saida war auf keiner Karte verzeichnet. Wo sollte es sein? Martha beherrschte sich eine Weile, aber dann platzte sie los und bog sich vor Lachen, denn ihr war von Anfang an klar gewesen, dass Saida nichts anderes als Ausgang hieß.

Am nächsten Tag ließ sie am Rossio eine Tüte heißer Kastanien fallen, als plötzlich der Elefantenmensch vor ihr stand. Nur seine Stirn und sein rechtes Auge sahen

nach Mensch aus, der Rest des Gesichts war unter prallen Hautlappen verschwunden, die von Myriaden roter und violetter Äderchen durchzogen wurden. Ich konnte mir nicht erklären, wie er aß, geschweige denn, wie er atmete. Er hielt uns seinen Becher entgegen, Martha gab ihm einige Münzen, und als wir uns entfernt hatten, lachte sie über ihre eigene Schreckhaftigkeit. Später erklärte uns die Wirtin unserer Pension in der Rua da Gloriá, seine Krankheit sei heilbar, der Elefantenmensch aber nicht versichert. Und ohnehin, er würde sich, selbst wenn er genug beisammen hätte, auf keinen Fall operieren lassen. Denn wäre sein Gesicht normal, womit würde er Geld verdienen?

Das Zimmer in der Rua da Gloriá war klein, und die Tagesdecken auf den Betten waren speckig. Gigantische Geranien wuchsen in den Blumenkästen vor unseren Fenstern. Ihr Geruch war nur wahrnehmbar, wenn man sich mit der Nase den Blättern und Stielen näherte, dann aber, im Dickicht unter den Blüten, nahm er einem den Atem.

An der Ecke zum Elevador befand sich ein Sexshop, der im Aushang seine Videokabinen wie ein Restaurant seine Speisen bewarb. Jeden Morgen, wenn wir die Rua da Gloriá verließen, und jeden Abend, wenn wir heimkehrten, kamen wir an dem Laden vorbei. Er hatte bürgerliche Öffnungszeiten, wer hineinwollte, musste es vor acht Uhr abends tun. Jedes Mal blieb Martha stehen und studierte die Bilder: Sperma auf Frauengesichtern, Sperma auf Frauenbrüsten, Schwänze in Frauenmündern, Frauen rücklings auf Männern und Frauen rittlings auf Männern, sich leckende Frauen, Frauen mit Dildos,

Frauen in Leder und Frauen in Latex, ein Schäferhund über einer Frau auf allen vieren, der sehr lange, dünne, feucht-glänzende rosa Penis eines Hundes über dem Bauch einer Frau. Jedes Mal zögerte Martha, und jedes Mal entschied sie sich, doch nicht hineinzugehen.

In einem Bordell, dessen Betreiber sich freute, dass einmal ein Paar hereinkam, saßen Martha und ich Jahre später an der Bar und tranken Gin Tonic und Margarita, während es draußen regnete und stürmte.

Die Ecke, in der die Stange stand, an der getanzte wurde, lag im Dunkel. In einer Nische unterhielt sich ein Kunde mit einem der Mädchen, und eine Frau mit wasserstoffblonden Haaren, die uns freundlich entgegen-gesehen hatte, verließ die Bar durch eine Tür im Hintergrund und tauchte nicht wieder auf. Am Ende der Theke, von uns aus über Eck, saß eine Schwarze. Martha überlegte, ob sie zusehen sollte, wie ich mit dieser Frau ins Bett ging. Die Frau betrachtete Martha einen Augenblick, dann drehte sie sich weg. Martha überlegte noch immer, als die Frau ihren Platz verließ, in unsere Richtung kam – und an uns vorbei zu einem dicken Mann ging, der wie ein Zirkuselefant auf einem Barhocker neben uns saß. Er spendierte ihr einen Cocktail, und es war deutlich zu sehen, dass ihm ihre Gesellschaft Freude machte: Er sagte nicht viel, hörte aber aufmerksam zu, lächelte und nickte.

Sie hatte ihn, dachte ich, so gut wie auf dem Zimmer. Ich überlegte, ob ich, wenn sie das täte, noch Lust hätte, danach ebenfalls mit ihr nach oben zu gehen, falls Martha das wollte. Aber bevor der Mann sie bitten konnte,

mit ihm nach oben zu gehen, sagte die Frau mit englischem Akzent: »So, möchtest du ficken?«

Der Mann schnaubte, wandte sich ab und fixierte die Bierflasche zwischen seinen Händen.

Sie hängt sich an seinen Arm und sagte: »Na komm ficken!«

Jetzt wollte er offensichtlich so tun, als kenne er sie nicht, als rede sie mit irgendjemandem, aber nicht mit ihm. Sie griff um seinen Hals, legte die Hand auf seine Wange, versuchte, sein Gesicht wieder zu ihr zu drehen und sagte noch einmal: »Komm ficken, tut gut für dich.«

Da stieß der Mann ihre Hand weg und schrie: »Ich ficke doch nicht, du –!« Erstaunlich flink rutschte er von seinem Hocker und stand einen Moment mit verzerrtem Gesicht vor ihr. Dann rief er noch einmal: »Ich ficke doch nicht!«, und rannte hinaus in den Sturm.

Die Frau blieb auf ihrem Hocker zurück, stützte den Kopf auf und blickte ihm keine Sekunde lang nach. Hinter dem Tresen hatte der Barkeeper alles genau verfolgt. Vielleicht war es nicht der erste Kunde, mit dem ihr so etwas geschah. Vielleicht fragte sie sich, ob die Männer in diesem Land krank waren, oder depressiv, oder einfach nur dumm. In der ganzen Zeit, die wir in dem Bordell saßen, ging niemand mit einem der Mädchen nach oben. Möglicherweise lief das Geschäft schlecht, und alle in dem Laden standen unter Druck. Die Frau seufzte, legte die Hände in den Schoß, sah auf sie hinab und begann, ihre Fingernägel zu inspizieren.

Martha wollte nicht sehen, wie ich mit ihr ins Bett ging. Nachdem sie ihren Margarita und ich meinen drit-

ten Gin Tonic geleert hatte, verließen wir das Bordell, und ich bemerkte, wie die Frau Martha nachsah.

An unserem letzten Abend in Lissabon schlug Martha vor, statt in den Videoshop Gambas essen zu gehen.

Auf den schweren weißen Tischdecken des Restaurants standen silberne Kerzenständer. Ich hatte nie zuvor Gambas gegessen. Als der Kellner sie brachte, sagte ich mir, um zu lernen, wie man sie aß, bräuchte ich einfach nur zuzusehen, wie Martha es tat, und es ihr nachzutun. Da es ihre Idee gewesen war, Gambas zu essen, nahm ich an, sie wüsste, wie man sie aß. Sie nahm die erste, träufelte Zitronensaft darauf, riss ihr den Kopf ab, dann die Beine, fasste sie mit den Fingerspitzen am Hinterleib, steckte sie mitsamt des Panzers in ihren Mund, kaute und legte die vereinsamte Schwanzflosse neben den genauso vereinsamten Kopf des Tieres, sodass sie wieder beisammen waren. Sie zerkaute das Fleisch und den Panzer und schluckte das Ganze hinunter. Dann nahm sie den Kopf, saugte ihn aus und ließ ihn wieder auf den Teller fallen. Ich sah sie an und sah im ersten Augenblick Rohheit – und im nächsten Unschuld. Dann sprang das Bild wieder zurück. Und wieder zurück, bis ich nicht mehr wusste, in welchem Augenblick ich richtig, in welchem ich falsch sah, oder ob beides gleichzeitig stimmte, ich aber immer nur eines wahrnehmen konnte.

Ich schaute auf Marthas Finger. Öl lief an ihnen hinab und brachte die Haut zum Glänzen.

Martha nahm eine neue Gamba. Dieses Mal drückte sie, nachdem sie den Kopf abgerissen hatte, von hinten

auf den Panzer, als wollte sie Zahnpasta aus einer Tube drücken. Als das Fleisch nicht herauskommen wollte, steckte sie sich die Gamba in den Mund. Dieses Mal waren die Beine noch dran.

»So isst man Gambas?«, fragte ich.

»Keine Ahnung.« Martha lutschte an ihren Fingern. Dann nahm sie die Serviette und sagte: »Lohnt sich eigentlich gar nicht, die Serviette zu benutzen, bevor man nicht fertig ist.«

»Du weißt ja gar nicht, wie man Gambas isst.« Ich hörte das Lächerliche des Vorwurfs und konnte mich doch nicht beherrschen.

»Was?« Sie sah nicht von ihrem Teller auf, sondern griff nach der nächsten. »Ist doch egal. Iss sie doch einfach irgendwie.«

Der Kellner kam und erkundigte sich, ob wir mehr Wein bräuchten.

»Oh, yes, prego«, sagte Martha. Er sah sie mit einem amüsierten, genau genommen flirtiven Lächeln an. Er war groß und dunkel und trug einen obszönen, linienförmigen Bart um den Mund.

Ich merkte, dass mein Gesicht glühte – mein Gesicht und mein ganzer Körper, und ich knöpfte mein Hemd weiter auf. Ich nahm eines dieser Tiere. Einzeln riss ich ihm die Beine heraus. Dann legte ich es wieder weg und schob den Teller von mir. Das Weinglas schob ich auch von mir. Und in diesem Augenblick, in dem Martha vor mir saß und sich die Gambas in den Mund schob, die eine so, die andere so, begann ich, wütend auf sie zu werden, und zwar für immer.

I.
DIE VILLA

Ich saß am Rand des Reitplatzes auf einer Holzbank. Als Martha in der Nähe des Zauns und der Hecke auf der anderen Seite stürzte, sah ich nicht zu ihr, sondern zu Petras hinüber, dessen Pferd einen Bocksprung machte, die Richtung wechselte und in die Mitte des Reitplatzes galoppierte. Nach und nach rutschte Petras aus dem Sattel, bis er in einem fast vollkommenen 90°-Winkel an der Seite des Pferdes hing. Dann verlor er den Halt und fiel, und die Reitlehrerin kam über den sandigen Platz gerannt.

Ich sprang von der Holzbank auf. Es war meine Idee gewesen, an diesem Sonntagnachmittag reiten zu gehen. Wir alle wohnten im Gästehaus einer benachbarten, EU-geförderten und zu einer Begegnungsstätte umgebauten Villa namens Villa Fidelius. Ich fasste eines der beiden Pferde, die gescheut hatten, am Zügel, obwohl es längst keine Anstalten mehr machte, irgendwohin zu rennen. Später an diesem Tag erklärte ich Martha, ich habe es festgehalten, weil ich verhindern wollte, dass es auf einen der Gestürzten trample. Aber das glaubte ich schon während ich es sagte selber nicht mehr. Ich glaubte stattdessen, dass es mir wichtiger gewesen war, die Ordnung

wiederherzustellen, als nachzusehen, ob Martha sich verletzt haben könnte. Es war mir wichtiger, der Reitlehrerin beizustehen als den Gestürzten. Denn ich, der ich den Reiterhof entdeckt und die anderen hierhergebracht hatte, fühlte mich zwar meinen Kollegen und Freunden verpflichtet, aber auch dem Reiterhof. Ich wollte nicht, dass meine Freunde mir peinlich sein mussten – und hatte zugleich Spaß daran, dass sie die Ordnung des Hofes für einige Augenblicke ins Wanken brachten.

Während ich das reglose Pferd hielt, sah ich, wie Martha einige Schritte machte und sich dabei den Rücken hielt. Dann ging sie mit gespreizten Knien in die Hocke, stützte sich am Boden ab und hatte Schwierigkeiten, wieder hochzukommen. Ich sah es, aber es drang nicht in mein Bewusstsein. Es war, als schliefe ich mit offenen Augen.

Ich lag in der oberen Abteilung des Etagenbetts in dem Zimmer, das ich mit Georg teilte. Georg lebte bei uns, seit seine Eltern gestorben waren. Meine Mutter kam herein, um uns zu wecken. Von einem Stapel auf ihrem Arm sortierte sie Wäsche in unsere Schränke und sagte etwas zu mir. Ich lag dem Zimmer zugewandt, das Gesicht am Rand der Matratze, und sah sie an. Ich hätte auch tot sein können, so, wie ich dalag, aber meine Mutter kam nicht dazu, sich Sorgen zu machen, denn sie hatte es eilig, weil wir wie immer zu spät aufstanden. Also kam sie dicht an mein Gesicht und sagte laut: »Moritz Alexander! Ich rede mit dir!«

Ich weiß nicht, warum es sich so eingebürgert hatte, aber alle, die mich kannten, riefen mich bei meinem

zweiten Vornamen. Meine Mutter war der einzige Mensch, der mich mitunter bei meinem ersten rief, und zwar immer dann, wenn ich auf meinen zweiten nicht reagierte. Auf meinen ersten Namen – Moritz – reagierte ich immer, gerade weil er so selten fiel. Oder weil er nicht nur meiner, sondern der Vorname einer langen Reihe männlicher Vorfahren war, weshalb vielleicht nicht nur ich aufhorchte, wenn dieser Name fiel, sondern auch all jene Vorfahren, wobei ihre Aufmerksamkeit, da sie tot waren, in meine einfluss und sie um ein Vielfaches steigerte.

»Moritz!«, rief meine Mutter, und sofort wurde ich wach.

»Schrei doch nicht so. Ich hab noch geschlafen.«

»Ach was, geschlafen!« Sie fuhr fort, die Wäsche einzusortieren. »Deine Augen waren doch offen.«

»Trotzdem!«, rief ich und sprang aus dem Bett, weit ins Zimmer hinein und ohne darauf zu achten, wie ich fiel, denn ich wusste, dass Kinderknochen weich und elastisch sind. Tatsächlich tat ich mir, als ich auf den Teppichboden schlug, nicht im Geringsten weh. Ich rannte ins Bad, riss mir unterwegs den Schlafanzug vom Leib und rief so laut, dass das ganze Haus es hören musste: »Doch! Ich hab mit offenen Augen geschlafen!«

Georg war bereits im Badezimmer, was mich nicht störte, denn ans Waschbecken passten wir nebeneinander. Als er ins Zimmer zurückkam, um sich anzuziehen, hatte meine Mutter unter seinem Bett, ganz hinten an der Wand, einen Haufen Unterhosen und Socken entdeckt. Er war es von zu Hause nicht gewohnt, Unterhosen und Socken täglich zu wechseln, und vergaß es

immer wieder, obwohl er wusste, dass wir es taten und dass auch er es tun musste, jetzt, da er bei uns lebte. Wenn es ihm schließlich einfiel, waren die Sachen bereits derart verdreckt, dass er sich nicht traute, sie in den Wäschekorb zu geben, denn ein Blick darauf hätte ihn ihr verraten. Also stopfte er die Sachen unters Bett. Eine Strategie, mit der er einige Wochen sehr gut gefahren war. Jetzt aber flog sie auf.

Es war das erste Mal, dass meine Mutter ihn anschrie.

Georg war mein Cousin. Sein Vater, der Bruder meiner Mutter, hatte wie ich Moritz geheißen. Er war gestorben, als er nachts betrunken vor ein Auto lief, nachdem er sich am Telefon mit ihr, meiner Mutter, gestritten hatte. Er war ein Säufer gewesen – kein stiller Alkoholiker, der sich um seinen Pegel kümmerte und die Welt um sich herum in Ruhe ließ, sondern einer, den die Wut packte, wenn er soff, der sich mit Fremden schlug oder seinen Gürtel auszog, um seine Kinder damit zu peitschen.

Als ich aus dem Bad ins Zimmer kam, liefen Georg Tränen über die Wangen. Seine Wangen waren runder als meine, wie sein ganzes Gesicht runder als meines und seine Nase flacher und breiter als meine war.

Von dem Tag an, an dem sie die dreckige Wäsche entdeckte und ihn zum ersten Mal anschrie, verwandelte sich meine Mutter, sobald er in ihre Nähe kam, in eine Frau, die ich nicht kannte, eine Frau, aus der etwas Fremdes sprach, während er zu einem Tier wurde, einem kleinen, erstarrten, vor Angst ganz dumm.

Ich sah, dass Martha Schmerzen hatte, aber das Bild erreichte mich nicht, gerade so, als schlief ich noch

immer mit offenen Augen. Ich hielt weiter das reglose Pferd. Nur seine Muskeln zuckten.

Adam half Martha auf.

Adam wohnte wie ich und die anderen – Petras, Zuzana, Ljuba und Jörg und Ulrike – in der Villa Fidelius. Er hatte uns auf den Reitplatz begleitet, war aber selbst nicht aufs Pferd gestiegen.

Martha trug einen grauen Kapuzenpullover, dunkelblaue Leggings und weiße Joggingsschuhe. Sie war in den letzten Monaten dünn und knochig geworden. Es schien, als würde sie von Monat zu Monat noch dünner und noch knochiger. Das Magere veränderte die Proportionen ihres Gesichts und machte es männlich.

Als Adam an mir vorbeiging, um ihr aufzuhelfen, dachte ich immer noch nicht daran, dass sie sich verletzt haben könnte, sondern daran, dass meine Mutter sich immer gewünscht hatte, so dünn zu sein, wie Martha es heute war. Als sie es ein einziges Mal geschafft hatte, sagte ich ihr, sie sähe schrecklich aus, und dass sie mehr essen sollte. Ich war ein Kind, aber meine Mutter erschrak, weil ich es so ernsthaft sagte, und begann sofort, mehr zu essen. Seither war sie zu ihrem Kummer nie wieder dünn geworden, und später tat es ihr leid, dass sie sich von einem Kind hatte dermaßen beeinflussen lassen.

Wenn ich Martha sagte, sie solle mehr essen, bewirkte es gar nichts. Vielleicht, weil ich kein Kind mehr war. Seit einer Weile überwachte sie ihren Bauch, indem sie nach jedem Essen mit spitzen Fingern Pullover und Bluse anhob und ihn inspizierte: Sie zog ihn ein, drückte ihn wieder nach außen, zog ihn wieder ein und versuchte so

seinen neuen Umfang mit dem zu vergleichen, den er vor dem Essen gehabt hatte. Sie tat das überall, zu Hause, in Restaurants, in Cafés. Danach hatte sie einen entrückten Glanz in den Augen, und erst, wenn ihr Blick meinen traf, kam sie zu sich, lächelte und sagte: »Was?«

Dann zündete sie sich eine Zigarette an oder trank einen Schluck, lehnte sich zurück, sah im Raum umher und tat, als denke sie über etwas nach.

Das erste Bild, das mein Bewusstsein erreichte, war Adam, der auf dem Reitplatz seinen Arm um sie legte, und Martha, die sich auf ihn stützte, als zögen Alter und Gebrechen sie in die Tiefe.

Und ich hörte Adam sagen: »Are you okay, Martha?«

Er war einen halben Kopf kleiner als sie, trug eine Brille, einen Dreitagebart und sah aus, wie ich mir Nathan den Weisen als jungen Mann vorstellte. Er nannte Martha Martha, da er ihren richtigen Namen nicht kannte, weil ich sie – und auch sie sich – immer und überall Martha nannte. Martha kam von Marcella, und auch das war nicht ihr richtiger Name: Vor Jahren, kurz nachdem wir uns kennengelernt hatten, hatten wir Fellinis *La Dolce Vita* gesehen. Nach dem Film sagte Martha, sie sei jetzt eine Anhängerin Marcello Rubinis, der Hauptfigur, weil er ihr aus der Seele (an die wir beide nicht glaubten) spreche mit seinem Leben voller Versuche, einen Weg zu finden, und voller Enttäuschungen, weil ein Versuch nach dem anderen scheitere: die Liebe zur eigenen Frau, die Liebe zur Geliebten, die Liebe zu Fremden, die Liebe zur Religion, die Liebe zur Literatur, die Liebe zum eigenen Vater und die Liebe zu sich selbst. Alles, was am Ende